

Jan-Pieter Barbian

Was tun Bibliotheken heute noch für das »kulturelle Erbe«?

Vom möglichen Umgang mit »Gedenktagen« am Beispiel Theodor Fontanes

2019 war ein besonders intensives Jahr der Gedenktage an historische Persönlichkeiten und Ereignisse. In der – sicherlich nicht vollständigen – Liste der Erinnerungsdaten finden sich der 500. Todestag von Leonardo da Vinci (1452-1519) und der 350. Todestag von Rembrandt van Rijn (1606-1669), der 270. Geburtstag Johann Wolfgang Goethes (1749-1832), der 250. Geburtstag von Alexander von Humboldt (1769-1859), der 200. Geburtstag von Jacques Offenbach (1819-1880), Walt Whitman (1819-1892), Gottfried Keller (1819-1890) und Theodor Fontane, der 100. Jahrestag der Weimarer Reichsverfassung und der Gründung des Bauhauses in Weimar, der 80. Todestag von Sigmund Freud (1856-1939) und der 80. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkriegs, der 70. Jahrestag des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland, des Endes der Berlin-Blockade durch die Sowjetunion und der Gründung der NATO, der 50. Jahrestag der ersten Mondlandung durch Neil Armstrong und Buzz Aldrin sowie der Regierungsübernahme durch den ersten sozialdemokratischen Bundeskanzler Willy Brandt, der 30. Jahrestag des Falls der Berliner Mauer.

Wie sind die Bibliotheken mit dieser Vielfalt an Erinnerungen umgegangen? Haben sie die Gelegenheit genutzt, die positive Gestaltungskraft großer Persönlichkeiten in der Geschichte, die Erkenntnisse und die Werte, die wir ihnen verdanken, an die heute Lebenden – ob nun jung oder alt – zu vermitteln? Wurden angesichts der aktuellen Bedrohung der Demokratie durch Rechtspopulisten, Autokraten und Neofaschisten in der Welt die wirklich bedeutenden Errungenschaften der Weimarer Reichsverfassung und des Grundgesetzes für die Entwicklung des Lebens in Deutschland und in ganz Europa angemessen gewürdigt? Wurde das Bewusstsein geschärft, dass die Freiheiten und Entfaltungsmöglichkeiten jedes Einzelnen in der offenen, demokratischen Gesellschaft immer wieder neu gegen innere und äußere Feinde verteidigt werden müssen? Ist die Verantwortung der Menschen aus den reichen Ländern dieser Erde gegenüber den armen, auf die Willy Brandt und der im Oktober 2019 verstorbene Erhard Eppler immer wieder aufmerksam gemacht haben, präsent gehalten worden?

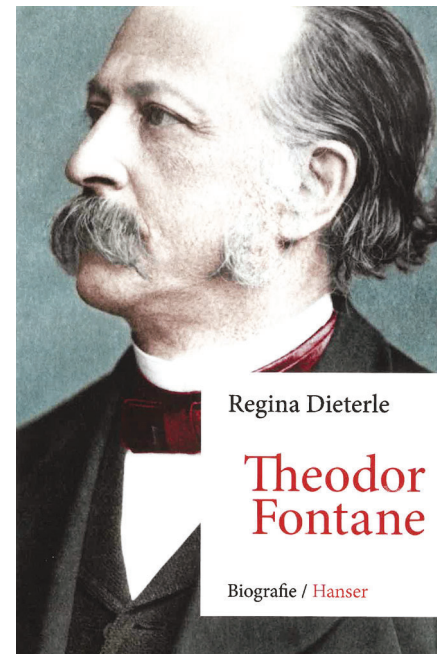
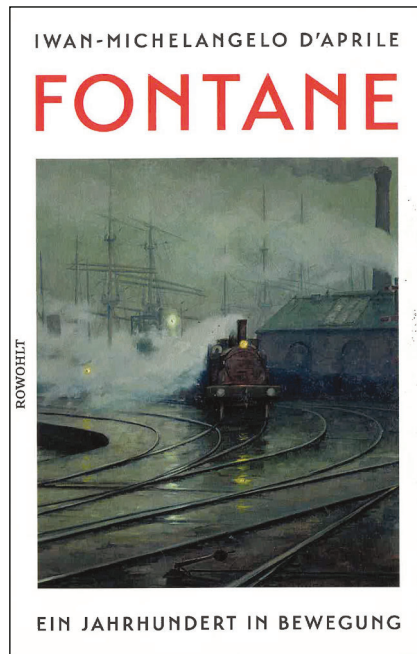
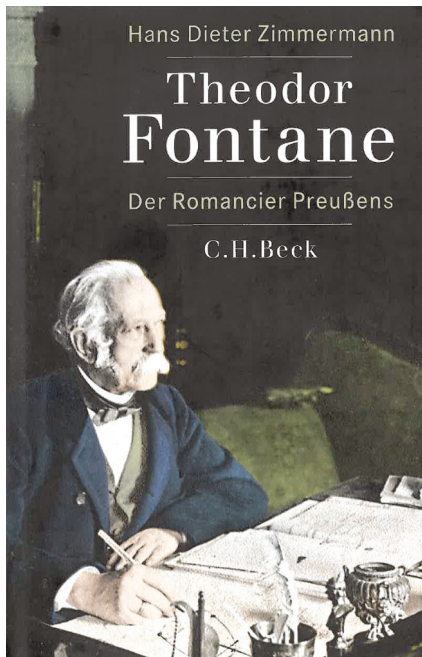
Die Pflege des »Kulturellen Erbes« hatte einmal einen großen Stellenwert im Selbstverständnis und in der Aufgabewahrnehmung der Bibliotheken. Sie ist in den vergangenen Jahren in den Hintergrund getreten. Wir sollten uns allerdings nicht leichtfertig von ihr verabschieden. Denn erstens dürfen

wir das »kulturelle Erbe« nicht allein den Museen, Archiven und Hochschulen überlassen, die sich auf diesem Themenfeld in vielfältiger Weise positionieren; zweitens gehört die Beschäftigung mit der Politik-, Sozial- und Kulturgeschichte zum öffentlichen Diskurs, der sich auch in den Medien wiederfindet und den wir daher nicht einfach ignorieren können; drittens sind die Informationsquellen zu allen relevanten Facetten der Erinnerungskultur integraler Teil der Bestände aller Bibliotheken, sodass sie für die Stärkung der »Kulturellen Bildung« aktiv eingesetzt werden können. Was sich bei der Beschäftigung mit einem »Jubilar« alles erfahren, lernen und vermitteln lässt, soll im Folgenden am Beispiel des Literatur-Klassikers Theodor Fontane illustriert werden.

Fontane in der Forschung

In der Summe war es ein äußerst bewegtes Leben, das am 30. Dezember 1819 in Neuruppin als Sohn eines Apothekers begann und am 20. September 1898 in der Potsdamer Straße 134c in Berlin als erfolgreicher Journalist und Schriftsteller endete – fast wie ein Roman. Geboren wurde Henri Théodore Fontane (der Vorname erinnert an die hugenottischen Wurzeln der Familie) in der brandenburgisch-preußischen Provinz, gestorben ist er in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, die sich nach der Gründung des Wilhelminischen Kaiserreichs 1871 zu einer Weltstadt entwickelte. Die beiden Eckpunkte seines Lebens sagen bereits viel über die Epoche aus, die durch rasante und profunde Umbrüche in der Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, in den Wissenschaften, der Kultur und den Massenmedien bestimmt war.

Fontane hat diese vielfältigen Strömungen der Moderne, die unser Leben bis heute prägen, mit aufmerksamen Augen beobachtet, klug analysiert und präzise in seine journalistischen ebenso wie in seine literarischen Texte eingearbeitet. Auch die Widersprüche der Epoche finden sich in seinem Werk wieder: der Kampf um politische Freiheit und deren Unterdrückung durch die Reaktion der preußischen Monarchie, des Adels und der protestantisch-lutherischen Kirche, die Dominanz des Militärs in der preußisch-deutschen Zivilgesellschaft, das Erstarken des Bürgertums und das Erwachen des vierten Standes, der Gegensatz von Neuem und Altem, von städtischem und ländlichem Leben, von Reichtum und Armut, die Veränderungen der Umgangs- und Kommunikationsformen, die Verbreitung neuer Verkehrsmittel (Eisenbahn, Omnibus, Automobil,



Zum 200. Geburtstag des Literatur-Klassikers Theodor Fontane sind mehrere Biografien erschienen. Wie wurde der Jahrestag in deutschen Bibliotheken gewürdigt?

Dampfschiff) und die damit verbundene Beschleunigung des Lebens, das Aufkommen des Massentourismus, der Massenmedien und des Massenkonsums.

Diese neuartige Sicht auf das Leben und Werk Fontanes hat Iwan-Michelangelo D'Aprile, Professor für die »Kulturen der Aufklärung« an der Universität Potsdam, in einem großartigen Buch beschrieben. Es ist 2018 im Rowohlt Verlag erschienen, profoundly recherchiert, auf 544 Seiten glänzend geschrieben und räumt mit einer Reihe von Mythen und Fehlern in der bisherigen literaturwissenschaftlichen Forschung auf. Daneben gab es nach 1945 und gibt es zum Jubiläum des 200. Geburtstages zahlreiche weitere lesenswerte Biografien, in denen der preußische Realist in seinen vielfältigen Facetten zu entdecken ist. Lesenswert sind auch die von der Schweizer Germanistin Regina Dieterle 2018 im Carl Hanser Verlag veröffentlichte Biografie, die mit 832 Seiten die materialreichste Darstellung bietet, ebenso wie das kenntnisreiche, differenzierte und einfühlsame Buch des emeritierten Berliner Literaturwissenschaftlers Hans Dieter Zimmermann, »Theodor Fontane. Der Romancier Preußens«, das mit 458 Seiten 2019 im C.H. Beck Verlag erschienen ist. Wer es gerne kürzer mag, der sei auf Christian Grawe verwiesen: Der emeritierte Professor für deutsche Literatur an der Universität Melbourne hat zum Ende seiner 45-jährigen Beschäftigung mit Fontane eine fundierte, prägnante und witzige Übersicht für die Reihe »Reclam 100 Seiten« geschrieben.

Fontane in seinen Briefen

Einen sehr guten Zugang zu seinem Leben und seiner besonderen Sicht auf die Welt bietet allerdings Fontane selbst. Denn er

hat neben seinem umfangreichen publizistischen und literarischen Werk schätzungsweise rund 11 000 Briefe geschrieben, von denen aufgrund der gezielten Vernichtung einzelner Konvolute durch die Familie und der Verluste im Zweiten Weltkrieg etwas mehr als 5 800 überliefert sind. Dem Weimarer Literaturwissenschaftler Hans-Heinrich Reuter (1923-1978), der 1968 eine zweibändige Fontane-Biografie veröffentlicht hat, verdanken wir eine vorzügliche Auswahl der Briefe aus den Jahren 1845 bis 1898. Sie ist 1975 bei dtv erschienen – unter dem Titel »Von Dreißig bis Achtzig«, womit an die beiden autobiografischen Romane Fontanes, »Meine Kinderjahre« (1894) und »Von Zwanzig bis Dreißig« (1898), angeknüpft wird.

Ergänzend dazu kann die Auswahl der Briefe an Emilie Rouanet-Kummer (1824-1902) herangezogen werden, mit der Fontane seit 1845 verlobt und seit 1850 verheiratet war. Von den rund 750 erhaltenen Briefen des Ehepaars macht Gotthard Erler, der seit 1969 als Forscher, Publizist und Verleger das Werk Fontanes für eine breite Öffentlichkeit erschlossen hat, in dem 2018 im Aufbau Verlag veröffentlichten Band »Die Zuneigung ist etwas Rätselvolles« 123 Briefe zugänglich (91 von Theodor und 32 von Emilie). Erler hat bereits 2002 mit »Das Herz bleibt immer jung« die erste Biografie Emilie Fontanes vorgelegt und darin nachgewiesen, welch großen, lange vernachlässigten Anteil sie als »wichtigste Mitarbeiterin im Schriftsteller-Laden« ihres »nicht unkomplizierten Gatten« hatte: nicht allein im Haushalt, bei der Erziehung der vier Kinder, als Ratgeberin in Lebensfragen und als Verbindungsfrau zum großen Freundeskreis, sondern auch als umsichtige und fleißige Lektorin, Sekretärin, Abschreiberin seiner Romane.

Was erfährt der neugierige Leser nun alles aus den Briefen?

Der mühsame Weg vom Apotheker zum Journalisten und Schriftsteller

Man muss sich immer vergegenwärtigen, dass Fontane erst im Alter von 59 Jahren seinen ersten Roman »Vor dem Sturm« veröffentlichte und damit den Grundstein für seine Karriere als belletristischer Schriftsteller legte, als den wir ihn heute kennen und schätzen. Bis 1878 hatte sich Fontane in einer Reihe von anderen Berufen versucht: als angestellter Apotheker in Berlin, Leipzig und Dresden (1836-1848), dem das Geld fehlte, um eine eigene Apotheke zu betreiben; als Journalist für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften (ab 1839); als Mitarbeiter des regierungsamtlichen preußischen Pressebüros (1852), als Auslandskorrespondent, als Gründer einer Nachrichtenagentur und als Presseagent der preußischen Gesandtschaft in London (1855-1859); als »entschieden konservativer«, heimatverbundener »Land- und Leute-Schilderer« in seinen »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« (ab 1861/62), von denen bis 1889 im Verlag von Wilhelm Hertz (1822-1901) in Berlin fünf umfangreiche Bände erschienen und die ihn in weiten Kreisen der Bevölkerung erstmals populär machten; als Historiker der preußischen Kriege gegen Dänemark, Österreich und Frankreich (1864-1871), über die er insgesamt fünf Bücher im Auftrag des Berliner Hofbuchhändlers Rudolf Ludwig Decker (1804-1877) verfasste, ergänzt um die Erinnerungen an seine Kriegsgefangenschaft in Frankreich im Oktober/November 1870; als Redakteur für die Berichterstattung über Großbritannien (mit dessen Kolonialreich), die USA und Skandinavien der erzreaktionären Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung (1860-1870), die nach der Niederschlagung der Märzrevolution 1848 gegründet worden war und mit der der ehemalige Revolutions-sympathisant Fontane bereits seit 1851 als freier Mitarbeiter in Verbindung stand; als Theaterkritiker am Königlichen Schauspielhaus am Gendarmenmarkt für die bürgerlich-liberale Vossische Zeitung (1870-1889), die traditionsreichste und bis zur Jahrhundertwende führende Tageszeitung Berlins, für die Fontane insgesamt 650 Besprechungen schrieb; von März bis August 1876 als Erster Sekretär der Königlichen Akademie der Künste, der nach Querelen mit dem machtbewussten Direktor der Abteilung für Bildende Künste Anton von Werner beim Kaiser seine Demission einreichte und damit auf ein festes Gehalt ebenso wie auf eine gute Pension verzichtete – mit dem Kommentar: »Mir ist die Freiheit Nachtigall, den andern Leuten das Gehalt« (an Mathilde von Rohr vom 17.6.1876).

Während dieser langen, wechselvollen Zeit seines Lebens ziehen sich durch die Briefe wie ein roter Faden die Klagen über Geldprobleme, die verzweifelte Suche nach einem geregelten Einkommen und die jahrelange Hoffnung auf eine Beamtenstelle im preußischen Staatsdienst, über die Notwendigkeit zu opportunistischen politischen Kompromissen zur Sicherung des Lebensunterhalts, über die Diskrepanz zwischen seinem persönlichen Wollen und seinem eingeschränkten Können, über die fehlende gesellschaftliche Wertschätzung und Anerkennung seiner Arbeit, über die schwierige Vereinbarung von Beruf und Familie, über den Tod von drei Söhnen im Kleinkindalter und den Tod des ältesten Sohnes George mit 36 Jahren

infolge einer Blinddarmentzündung (1887), über Ehekrisen und häufige gesundheitliche Beeinträchtigungen, über das Ertragen von Einsamkeit und den Wunsch nach Geselligkeit.

Bei aller Unzufriedenheit über seine materiellen Lebensverhältnisse oder über die ausbleibende Anerkennung bei Hofe, durch den Adel und die Ministerialbürokratie, auch bei allen Selbstzweifeln angesichts der überwiegend bescheidenen Erfolge seiner Bücher war sich Fontane immer bewusst, »dass ich nur Schriftsteller bin und nur in diesem schönen Beruf – mag der aufgeblasene Bildungspöbel darüber lachen – mein Glück finden konnte« (an Mathilde von Rohr vom 1.11.1876). Um dieses Handwerk überhaupt betreiben zu können, benötigte man nach seiner Einschätzung »Talent, Bildung, Einsicht, Geschmack und eisernen Fleiß« (dito vom 25.8.1881). Seinem Sohn Theodor (1856-1933), der nach dem Studium eine erfolgreiche Beamtenkarriere im preußischen Kriegsministerium machte, gab er allerdings in einem Brief vom 17. Februar 1888 zu bedenken: »Es ist ein sonderbares Metier, die Schriftstellerei [...] Nur die, die durchaus weiter nichts können und deutlich fühlen, dass sie wohl oder übel nun mal an diese Stelle gehören und nur an diese, nur die dürfen es wagen. Einfach weil sie müssen und weil ein andres Leben sie erst recht nicht befriedigen würde.« Sein Leben bilanzierend gestand er seiner Frau am 23. August 1891: »ein Apotheker, der statt von einer Apotheke von der Dichtkunst leben will, ist so ziemlich das Tollste, was es giebt.«

Die Entdeckungen der Moderne

Weit über die Darstellung der privaten Lebenszusammenhänge hinaus enthalten die Briefe Fontanes allerdings auch immer wieder treffend scharfe Kommentare zum politischen Geschehen und ihren Hauptakteuren, zu gesellschaftlichen Entwicklungen und Moden, zur Veränderung von Werten und Wertigkeiten, zur Großstadt Berlin und zum Verhältnis Preußen-Deutschland, zur Rolle der Juden und zum zunehmenden Antisemitismus (von dem Fontane selbst nicht ganz frei blieb), zu literarischen Vorbildern in der deutschen, englischen und französischen Literatur oder zum aufkommenden Naturalismus Gerhart Hauptmanns.

Vieles von dem, was wir aus Fontanes Romanen kennen, findet sich hier wieder oder ist vorgedacht und mit den jeweiligen Briefpartnern erörtert worden. Der Schriftsteller erweist sich als gut informierter und bestens vernetzter Zeitgenosse, der die Strömungen der Zeit in sich aufnimmt und für seine Zwecke zu nutzen weiß. Um Geschichten erzählen zu können, benötigt der Erzähler Informationen und Wissen, um sie veröffentlichen zu können, Kontakte zu den Herausgebern der marktgängigen Zeitschriften, in denen die gut dotierten Vorabdrucke (von 3 000 bis zu 12 000 Mark) erschienen, und zu den Verlagen, in denen danach die deutlich schlechter honorierten Bücher (pauschal 1 500 Mark) veröffentlicht wurden. Lange Zeit musste Fontane seine Schreibearbeit an dem orientieren, was die Printmedien und Verlage ihm abnahmen – bis dann ab 1890 der zwei Jahre zuvor gegründete Verlag seines Sohnes

Friedrich (1864-1941) die Buchveröffentlichung der Romane garantierte.

Einige Beispiele sollen illustrieren, wie präzise Fontane seine Umwelt beobachtete und zu begreifen versuchte. Von einer Erholungsreise nach Dobbertin in Mecklenburg-Vorpommern berichtete er von seinen Eindrücken am 5. August 1870 an Emilie: »Eine durch Eisenbahnen regulierte Völkerwanderung, organisierte Massen, aber doch immer Massen, innerhalb deren man selbst als ein Atom wirbelt, nicht draußen stehend, beherrschend, sondern dem großen Zuge willenlos preisgegeben.« Auch die Veränderung der Kommunikationsmittel, das Aufkommen der weltweit versendbaren Telegramme, das Erscheinen von Morgen-, Mittags- und Abendausgaben der Tageszeitungen oder die Popularisierung der Literatur und der Zeitschriften für die Massen, werden von Fontane aufmerksam registriert: »Es ist eine schlimme Zeit zum correspondiren«, schreibt er am 3. Juni 1878 in einem Brief an seine Frau: »das Große und Allgemeine nehmen einem die Telegramme und Zeitungen vorweg, und das Kleine und Besondere interessiert weder den Schreiber noch den Empfänger.«

Und einen Tag später bemerkt er: »Wie schnell wird heute gelebt und vergessen! [...] Das Einzige, was die Menschen noch länger als 3 Tage in Anspruch nimmt, ist eine Sängerin, ein Sensationsroman und die [damals in ganz Europa gastierende] Meininger [Hoftheatertruppe].« Als die Tochter Martha, genannt Mete (1860-1917), 1884 eine Einladung in die USA erhielt, tröstete Fontane seine Frau über den drohenden Weggang in einem Brief vom 6. August mit der bemerkenswerten Einschätzung über das, was wir heute als »Globalisierung« kennen: »Bis New-York ist nicht schlimmer als 3 mal nach London und bis S. Francisco doublirt die Sache noch mal. C'est tout. Die Welt ist aus dem Engen heraus, und man hat keine andre Heimath mehr als die Erde.«

Über das Leben in Berlin, das in 11 seiner 17 Romane eine Hauptrolle spielt, sodass ein zeitgenössischer Publizist dafür sogar den Neologismus »Fontanopolis« prägte, räsionierte Fontane am 10. August 1875 in einem Brief aus Mailand an seine Frau: »O Berlin, wie weit ab bist du von einer *wirklichen* Hauptstadt des Deutschen Reiches! Du bist durch politische Verhältnisse über Nacht dazu geworden, *aber nicht durch Dich selbst*. Wirst es, nach *dieser* Seite, auch noch lange nicht werden. Vielleicht fehlen die Mittel, gewiß die Gesinnung.« In einem Brief an den befreundeten Amtsrichter Georg Friedlaender (1843-1914) vom 21. Dezember 1884 merkte Fontane an: »die große Stadt macht quick, flink, gewandt, aber sie verflacht und nimmt jedem, der nicht in Zurückgezogenheit in ihr lebt, jede höhere Produktionsfähigkeit. [...] Die große Stadt hat nicht Zeit zum Denken und, was noch schlimmer ist, sie hat auch nicht Zeit zum Glück.« Und wenige Tage vor seinem Tod heißt es am 13. September 1898 in einem Brief an Emilie: »So wie man Berlin betritt, ist es mit chic und Elegance vorbei. Die Gesichter, die Stoffe, der Schnitt, die Haltung, – alles ist von einer leidlich ausreichenden *Durchschnittsmäßigkeit*; aber darüber hinaus geht es nicht. Findet sich eine Ausnahme, so bedingt die *Persönlichkeit* diese Ausnahme, nie die Landessitte, der allgemeine Geschmack.«

Dr. Jan-Pieter Barbian

(Foto: krischerfotografie) ist seit 1999 Direktor der Stadtbibliothek Duisburg und nebenberuflicher Geschäftsführer des Vereins für Literatur Duisburg sowie der Duisburger Bibliotheksstiftung. Er hat zahlreiche Publikationen zur Literatur- und Kulturpolitik der NS-Zeit, zu Film und Politik in der Weimarer Republik sowie zur Geschichte des Ruhrgebiets nach 1945 veröffentlicht.
– Kontakt: J.Barbian@Stadt-Duisburg.de



Die blinde Wissenschaftsgläubigkeit und den zunehmenden Bildungsdünkel kritisierte der Schriftsteller ohne Abitur und Studium in einem Brief an seine Frau vom 8. Juni 1878: »Alles immer von höchsten Gesichtspunkten aus, alles immer im Zusammenhang mit Wissenschaft und Ewigkeit, und das Kleine, das recht eigentlich das Leben ausmacht, geht darüber verloren. Jeder hält sich für das Größte berufen und das Kleinste kann er nicht. Daher will alles Meister sein, Lehrlinge und Gesellen giebt es nicht mehr.« Gegenüber Friedlaender, mit dem sich Fontane seit den 1880er-Jahren in mehr als 300 Briefen austauschte, urteilte der Schriftsteller am 3. April 1887 über den Militarismus in der preußisch-deutschen Gesellschaft: »Von dieser militärischen Welt gilt in gesteigertem Maße das, was von der ganzen Zeit gilt: im ganzen glänzend, im einzelnen jämmerlich. Dabei mehren sich die Zeichen innerlichen Verfalls: Selbstsucht und rücksichtsloses Strebertum sind an die Stelle feinen Ehrgefühls und vornehmer Milde getreten, und während in den Herzen Rohheit und destruktive Ideen Fortschritte machen, zeigt sich nach außen hin ein toter, bei uns nie dagewesener Byzantinismus.«

Nach dem Tod Kaiser Wilhelms I. kritisierte er in zwei Briefen an Mete vom 9. und 13. März 1888 das schmerzliche Fehlen »von Geist, von Leben, von Liebe oder Teilnahme«, den »Zeitungsradau«, die »beständige Gefühls- und Scheinheiligkeitskomödie« in der Öffentlichkeit und kam zu dem Schluss: »Wir haben nur das bißchen Kunst und Wissenschaft, das uns, in ehrlicher Arbeit, über uns erhebt und haben als Bestes – die Natur. Alles andere ist Mumpitz, und je mehr Lärm und patriotischer Radau, desto mehr.« Doch war für Fontane das neue Deutsche Reich eben nicht »das Volk der Denker und Dichter«: »In Wahrheit sind wir das Volk für zweieinhalb Silbergroschen« (an Hans Hertz vom 16.3.1895).

Die moderne Gesellschaft war für ihn, wie er am 22. August 1895 an Mete schrieb, nichts anderes als »ein Scheusal«. Daher erwartete Fontane für sich keine große Anerkennung mehr – auch keinen Nachruhm in der Zukunft: »Im allgemeinen glaube ich nicht an die Auszahlungen durch eine ‚spätre Zeit‘« (an Karl Zöllner vom 6.9.1894). Wie gut, dass es anders gekommen ist!